

*Bischof
Dr. Felix Genn*

**Geistlicher Themenabend zur Fastenzeit 2022
am Mittwoch, dem 23. März 2022 im Hohen Dom**

***Neue Türen öffnen –
Die Kirche von Münster auf dem Weg in die Zukunft***

Schrifttext: Lk 11,1-13

Sehr geehrte Zuhörerinnen und Zuhörer, liebe Schwestern und Brüder!

Lehre uns beten! Mit dieser Bitte der Jünger hat die Lesung aus dem Lukas-Evangelium begonnen. Diese Bitte halte ich für eine der zentralsten Worte dieses Evangeliums. Jeder Mensch, der sein Haupt erhebt und sich fragt, ob es dort mehr gibt, jenseits vom ihm, jenseits dieser Welt. Diese Bitte war und ist immer auch meine Bitte: Als Priesteramtskandidat, als Seelsorger, als Spiritual und Regens, als Bischof, und nicht zuletzt auch als Mensch vor Gott. Lehre uns beten. Beten für den Frieden und für die Freiheit der Völker ist auch ein Anliegen des heutigen Abends.

Ich stehe heute hier in einer schnellen Welt mit ihren Bildern, Eindrücken, Fragen und ihrer Komplexität, mit ihrer Kälte und Wärme, mit Liebe und Hass: Krieg in der Ukraine, in Syrien, Hunger, Corona, Missbrauch, Reform, Koalitionsregierung, Landtagswahl, Zölibat, Aufbruch, Ölimport, Angst, Fake-News, Maske. Lange könnte ich weitermachen. Es ist wie ein Film, in dem häufig die Szene wechselt: Laut, schnell, viele Effekte und Emotionen.

Hier sehe ich heute den Menschen, der angerufen ist, sein Haupt zu erheben im Bemühen um die Realität, die Suche nach dem Echten. Dies ist Sehnsucht und Kernkompetenz des Menschen.

Lehre uns beten!

Lassen wir, wie in einem Film, die vorherigen Szenen, die uns der Evangelist Lukas berichtet, die uns von den Taten und Worten Jesu erzählen, an uns vorbeigehen, manchmal nur als Blitzlicht oder Fragerichtung. Sie können sie an Ihren inneren Augen vorbeiziehen lassen. Wir sehen einzelne Begebenheiten, spüren, wie die Kamera schwenkt und uns in ein Erlebnisfeld hineinzieht. So verschieden die einzelnen Szenen auch sind, sie setzen sich doch zu einem Ganzen zusammen.

Der Evangelist Lukas berichtet von einer großen Bewegung, die **ein** Mensch ausgelöst hat, der aus einem unbedeutenden Ort Nazareth stammt. Er erinnerte die Menschen durch seine Taten und Worte an die große Verheißung Gottes: Der Retter kommt. Der Messias, der von der Herrschaft der Römer befreit und das alte Reich Davids wiederherstellt. Ein neues Reich. Und schon streiten die Jünger darum, wie die Macht zu verteilen ist, wer der Größte in diesem Reich sei, wer welchen Platz bekommen müsse.

Szenenwechsel, ein Blick zum Ende des heiligen Spiels

Am Ende steht nicht der große Ansturm der Masse, die Ihm zujubelt und mit dieser Potenz das Reich aufrichtet, sondern nach einem kurzen Jubelschrei bei einem Einzug mit einem Esel – welch ein Königstier! – die Menge einen ganz anderen Ton anschlagen wird. Die österliche Bußzeit, liebe Schwestern und Brüder, stellt uns das Jahr für Jahr vor Augen.

Zuerst geht es aber ins Land, in die Fläche, bevor das alles geschieht, bevor wir zum Höhepunkt kommen. Er nimmt sich aus der großen Schar derer, die mit Ihm durchs Land gezogen sind, 72 Leute, die Er aussendet, nicht um dieses irdische Reich vorzubereiten, sondern vom Reich Gottes zu erzählen und das zu belegen damit, dass sie gar nichts bei sich haben. Sie gehen ohne Taschen, Koffer, Geld und Strukturpläne und wandern von Dorf zu Dorf, vielleicht wie Schafe unter den Wölfen. Sie kommen, um mitzuteilen, dass Friede möglich ist. Nach diesem Experiment kommen diese 72 voller Begeisterung zurück und teilen mit Ihm ihre Erfahrungen, vor allem diejenige, dass das Böse keine Macht zu haben braucht. Damit sie das nicht in Versuchung führt, ernüchtert Er sie und macht ihnen klar, dass nicht irdisches Handwerkszeug ihnen Hilfe bringt, sondern dass sie aus einem inneren Bewusstsein leben sollen, ihre Namen seien im Himmel verzeichnet (vgl. Lk 10,20). Ein merkwürdiger Aufbruch mit einem merkwürdigen Schwenk: Welches Potential hätte darin liegen können, wenn Er mit dieser Bewegung weiter fortgefahren wäre, und hätte tatsächlich die Erwartungen, die an Ihn gestellt werden, äußerlich in eine Machtkonstellation überführen können. Nun dieses: Ohne irgendetwas zu haben loszugehen und am Ende nicht einmal über den Erfolg froh zu sein, sondern darüber, dass es für ihr Leben eine Ewigkeitsgarantie gibt.

Aber die Kamera schwenkt auf eine neue Szene hin: Jemand greift genau diese Frage auf und will wissen, wie er denn dieses ewige Leben erlangen kann. Und Jesus legt ihm nichts vor außer dem Gebot der Liebe. Nur die Liebe zählt. Wie ein Donnerschlag wird eine andere Szene eingefügt. Wer ist mein Nächster? Und er erzählt eine Geschichte: Ein Levit und ein Priester lassen jemanden sterbend zurück. Dieser war unter die Räuber gekommen. Ein Ausländer, ein Andersgläubiger aber half. Dieser Ausländer war so wie Gott: Voll Erbarmen. Liegt darin der Aufbruch: Auch einem Fremden, der nicht zu mir gehört, eine Tat zuzutrauen, die eigentlich von dem erwartet wird, der es doch wirklich wissen müsste, nämlich der Gesetzestreue, der Fromme. Aufbruch? Aufbruch zu dem am Boden liegenden verwundeten Menschen ...

Aber folgen wir noch etwas der Kamera, die uns in ein Haus führt, in dem Jesus zu einem Gastmahl eingeladen ist. Wir sehen den beiden Frauen zu, die eine, Martha mit Namen, tut alles, um diesem hervorragenden Gast ein möglichst festliches Essen zuzubereiten – und wer sich in der Küche auskennt, weiß, welche Arbeit das bedeutet. Dann setzt sich die andere Schwester, ohne eine Hand zu rühren und ihrer Schwester zur Seite zu sein, einfach zu Jesus hin und hört Ihm zu. Der Ärger ist vorprogrammiert, und Jesus macht der fleißigen Hausfrau gar nicht das Kompliment, sondern der Schwester, die zu Füßen von Ihm sitzt und Seinen Worten zuhört.

Es geht noch weiter. Wir gelangen zu der Erzählung, die eben vorgetragen wurde: Jesus zieht sich zurück in die Einsamkeit, Er betet. Er sucht die Verbindung mit dem Vater, steigt aus dem Alltag Seines täglichen Tuns aus. Er konzentriert sich auf das, was geschehen ist, indem Er es hinwendet in die Wirklichkeit Gottes. Das fasziniert die Jünger so, dass sie Ihn fragen, wie man das macht: so zu beten. Wie erhebt man das Haupt so würdevoll, aber in aller Stille? So, dass Gott es hört, so, dass Er, Gott, Vater wird. Unser Vater.

Er gibt ihnen das „Vater unser“ und belehrt sie noch ausdrücklich, dass sie inständig beten sollten, fast sogar hartnäckig an die Tür klopfend, so dass es wie eine Belästigung aussehen kann. Aber genau mit der Erzählung von dem Freund, der mitten in der Nacht die Ruhe stört und um ein Brot bittet, damit ein Gast bewirtet werden kann, nimmt Jesus zum Anlass ihnen zu sagen, dass sie darauf vertrauen können: *„Um wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist denen geben, die ihn darum bitten“* (Lk 11,13).

Wir haben Filmszenen betrachtet der beginnenden und heranwachsenden Kirche: Ihre Bewegungen und Aufbrüche, die Sehnsucht nach einem Reich des Friedens, der Streit der Jünger, die leeren Hände der Verkündigung, der Gang auf die Menschen zu, das Lernen vom Fremden, die Tatsache, dass Zuhören, das Sitzen zu seinen Füßen, wichtiger ist als alles andere Tun. Wir haben versucht, dies als kleine Aufbrüche zu sehen, nachdem die große Bewegung des Anfangs ernüchert, manchmal enttäuscht, sich auf den Weg begibt. Dieser Weg endet katastrophal. Dabei konnten wir sehen: Der Aufbruch geschieht in einer Sendung zu den Menschen hin, ohne mit irgendwelchen Mitteln, die manipulierend sein könnten, zu ihnen zu kommen, außer der Botschaft des Friedens. Und dann wird es ganz konkret: Sich gar nichts darauf einzubilden, dass man Erfolg hat, außer der Tatsache, dass Gott selber jeden Einzelnen von uns mit seinem Namen bei sich trägt, und daraus kann die Tat der Liebe wachsen, und daraus kann die Fähigkeit erwachsen, das eigene Agieren zu relativieren, um es immer wieder einzubinden in das intensive Hören auf das, was Er uns sagen will, ja sogar die Bereitschaft, sich von Zeit zu Zeit zurückzuziehen, um alles anzubinden an den, den Er Vater nennt und den Er als unseren Vater unter uns wissen will, damit die Konzentration sich darauf bezieht, dass es uns um Sein Reich geht, um die Heiligung Seines Namens und um die Gabe des Brotes für die anderen und der Vergebung für alle.

Liebe Schwestern und Brüder, die geistlichen Themenabende dieser österlichen Bußzeit sprechen von Aufbrüchen und dem Wagnis zum Neuen hin. Und nun soll der Bischof an diesem Abend etwas über die Zukunft der Kirche von Münster sagen. Eine wahre Herausforderung, ja ich gestehe, dass es sogar ein Stück Versuchung für mich ist, zumal mir die Planer dieser Abende diesen Schrifttext aus dem Lukas-Evangelium vorgelegt haben. Eigentlich müsste man doch erwarten, dass der Bischof **jetzt** sagt, wie es in Zukunft aussehen wird, dass er vielleicht einen Pastoralplan für die Zukunft herausrückt, mit dem die neuen pastoralen Räume, von denen so viel schon die Rede ist, gefüllt werden können. Man könnte erwarten, dass er sich positioniert im Blick auf einzelne zu erwartende Reformen, die aus dem Synodalen Weg hervorgehen sollen. Ich gestehe: Diese Gedanken haben mich umgetrieben. Der Text hat mich befremdet und ist befremdend. Aber er ist provokativ. Was sagt diese Szenerie, die ich Ihnen vorgestellt habe in eine Situation hinein, wie wir sie alle kennen, und wie sie an den zurückliegenden Themenabenden von den Einzelnen beschrieben wurde: Muss ich es noch einmal aufzählen, kennen wir sie nicht zur Genüge? Die Missbrauchsdebatte, die Austrittswelle, all das, was uns Corona gesellschaftlich, politisch bis zur Zerreißprobe, innerkirchlich bereitet hat? Und dann dieses furchtbare Geschehen in der Ukraine? Wie soll es weitergehen, und was hat die Kirche in dieser Situation zu sagen, oder hat sie sich längst schon als marginal erwiesen?

Liebe Schwestern und Brüder, wenn ich eines feststelle, dann ist es dies, dass wir uns nicht so gerne eingestehen, was die Wirklichkeit ist: Wir sind überfordert, und wir stehen in der Gefahr, uns selbst ständig gegenseitig zu überfordern.

Genau aus dieser Perspektive heraus habe ich den Text als einen Anruf verstanden, Ihnen heute Abend für die Zukunft der Kirche von Münster bei einem geistlichen Themenabend das zu sagen, was fundamental und wesentliches Kriterium für einen Weg in die Zukunft sein kann. Ich will es versuchen, aber ich muss vom Reisebericht ausgehen, der sich nach Jerusalem

orientiert, in die Passion. Und das sage ich in der österlichen Bußzeit, die in die Passionszeit mündet und in die Karwoche, den Karfreitag und die Ruhe des Karsamstags. Sind diese liturgischen Erinnerungen Jahr für Jahr nur Erinnerungen, die wir spielerisch an uns vorbeiziehen lassen, die wir uns vielleicht eindrücklich durch Passionsspiele oder schlichter noch, durch das Betrachten des Kreuzwegs, vor Augen führen? Oder darf es auch in unser Leben eingreifen? Es ist etwas anderes, symbolisch die Stationen des Kreuzweges zu betrachten, als konkret zu erfahren, festgenagelt zu werden, das Kreuz zu umfassen, unter ihm zusammenzubrechen – nicht nur einmal, sondern zweimal und dreimal.

Lukas beginnt diesen Weg nach Jerusalem mit der bezeichnenden Bemerkung, dass Jesus diesen Weg zum Kreuz festen Schrittes geht, voll im Bewusstsein dessen, dass es zunächst einmal überhaupt nicht um den großen Aufbruch, sondern um das Kreuz geht. Welch eine Perspektive! Kann es nicht sein, dass der Weg der Kirche, gerade auch in unserem Land und in unserem Bistum, uns in die Niederungen führt, mit nichts in der Hand, ohne Fähigkeit zur Manipulation, den Menschen nur eines zu sagen, dass deshalb von Gott her Friede möglich ist, weil unsere Namen bei Ihm verzeichnet sind?

Wenn wir den Text aufmerksam lesen, müssen wir feststellen: Jesus setzt auf die freie Entscheidung. Die einen werden diese Botschaft annehmen, und es wird andere geben, die sie ablehnen. Sie gehen. Und doch wird die Botschaft bleiben, dem Bösen keinen Raum zu geben, und wer sich darauf einlässt, wird es erfahren, dass es in sich zusammenbricht, so wie – meine Hoffnung wird mich nicht trügen – auch die Machtgelüste eines russischen Herrschers eines Tages in sich zusammenbrechen, wobei man mit Schmerz vermerken muss, welcher Blutzoll dafür entrichtet wurde. Ich kann es nur im Kontext des Kreuzes lesen, was auch dieses Volk durchmacht, sonst wäre es zum Verzweifeln.

Der Weg der Kirche von Münster in die Zukunft wird wahrscheinlich so gehen, dass wir vieles planen, vieles strukturieren. Ziel muss es aber nicht sein, möglichst viel zu retten, Blasen und Träumereien zu schaffen. Es geht auch nicht darum, verwaltungstechnisch lebbare Einheiten zu schaffen. Es darf auch nicht Ziel sein, die Machtfrage zu klären. Denken wir an die Jünger. All diese Punkte können ein Mittel sein. Ziel ist aber gelebte Liebe. Es wird darauf ankommen, nicht der Versuchung eines bloßen Aktivismus zu erliegen, sondern immer wieder neu Gruppen zu sammeln, zu zweit, zu dritt, zu viert oder zu zehnt, die bereit sind, sich von Jesus ein Wort sagen zu lassen, miteinander die Botschaft zu teilen und auf diese Weise erkennen, was zu tun ist, die Fragen und Bitten: Lehre uns beten.

Und nicht zuletzt, liebe Schwestern und Brüder, sollten wir uns für den Aufbruch der Kirche von Münster eines zu Herzen nehmen: „*Um wie viel mehr wird der Vater im Himmel den Heiligen Geist denen geben, die ihn darum bitten*“ (Lk 11,13). Das ist auch meine Hoffnung für den Synodalen Weg, weil wir jetzt nicht schon die Ergebnisse sehen können, die die einen erwarten und die anderen befürchten, sondern weil wir gerufen sind, alles zu tun, wie Martha es getan hat, um den Menschen ein ordentliches Essen zuzubereiten, und sogleich herausgerufen sind, auf Sein Wort zu hören. Aber dann kommt es noch auf eines ganz entscheidend an: Den verwundeten, am Wegesrand liegenden Menschen nicht zu übersehen. Dabei denke ich vor allem an die Verletzten und Verwundeten des sexuellen Missbrauchs, aber ich denke auch, dass Kirche da erst präsent wird, wo sie ohne Rücksicht auf Konfession und Religion jedem, der zu den Ärmsten der Armen zählt, im Verbund mit vielen anderen, die gar nicht zu uns gehören müssen, einen echten heilenden Liebesdienst erweist und dafür selbst das eigene Taschengeld – wie der barmherzige Samariter – investiert.

Liebe Schwestern und Brüder, Aufbruch und Weg in die Zukunft der Kirche von Münster, vielleicht auch der Kirche in Deutschland überhaupt: Lassen wir uns noch einmal von den Szenen, in die uns die Filmkamera geführt hat, leiten und fragen uns, nachdem wir die einzelnen Felder betrachtet haben, was es für uns als Kirche in Deutschland und als Kirche von Münster bedeuten kann: Der Weg in die Zukunft kann nur gehen in der Signatur des Kreuzes, im Bewusstsein, dass wir nicht ein Haus voll Glorie sind, sondern dass wir noch einige Jahre und vielleicht auch Jahrzehnte mehr unter dem Kreuz stehen, als in der Herrlichkeit einer vollkommenen Gesellschaft. Kirche kann nur unter dem Kreuz stehen. Nur dort. Aber das könnte genau unser Weg sein, nämlich zusammenzugehen, 72 Jünger und Jüngerinnen, die zu zweit oder in kleinen Gruppen sich zusammenschließen, um ihre Sendung zu erfüllen und zu den Menschen zu gehen mit nichts im Gepäck außer der Botschaft des Friedens. Es kann nur synodal gehen im Zusammenspiel von Priestern und Laien, von Aposteln und Jüngerinnen und Jüngern Jesu; denn so stelle ich mir die Gruppe der 72 vor. Es kann nur gehen im Blick auf den am Rand liegenden verwundeten Menschen, der uns nichts zu geben hat, der uns aber anblickt und uns nicht weitergehen lassen kann, an dem wir **nicht** vorüberziehen können, weil wir vielleicht irgendwelche wichtigeren oder kultischen Verpflichtungen haben wie der Priester und der Levit, und dem wir helfen, auch im Verbund mit all denen, die nicht zu uns gehören, so wie der Samariter ein Fremder war für diejenigen, die sich zum Gottesvolk exklusiv rechneten. Es muss manches getan werden, aber es braucht den Ausgleich derer, die ihr Tun durch das Hören auf Sein Wort vertiefen und den Ausblick auf die Nähe des Reiches Gottes schenken lassen. Und genau dahin gehört auch alles synodale Tun, ohne das Kirche nicht ihren Weg gehen kann, ohne das sie es niemals entdeckt, was der Geist heute den Gemeinden sagt, und wer um diesen Geist bittet, hat die Zusicherung Jesu, dass der Vater im Himmel diesen Geist geben wird. Und synodal heißt: Gemeinsam wahrzunehmen, was unsere Wirklichkeit ist, sie anzunehmen, auch wenn sie uns nicht passt, und sie aus dem Hören auf das Wort Jesu zu deuten, um zu erkennen, was jetzt zu tun ist. Es macht unsicher, aber vielleicht gilt umso mehr heute das Wort von Pater Pedro Arrupe SJ, das er beim Trierer Katholikentag 1970 gesagt hat: „*Vielleicht war der Herr uns noch nie so nahe, weil wir noch nie so unsicher waren*“. Und dabei lasse ich mich auch leiten von dem wunderbaren Satz aus dem Orientierungstext des Synodalen Weges:

„Das Geheimnis Gottes ist eine bleibende Herausforderung für die Theologie und für die Kirche als Ganze. Denn sie führt zu einer richtig verstandenen selbstkritischen Haltung der Demut, in der die eigenen Deutungen und Überzeugungen immer wieder relativiert werden, zurückbezogen auf das Geheimnis der grenzenlosen Liebe Gottes“ (OR 62).

In dieses Geheimnis Gottes mussten diejenigen, die Jesus im großen Aufbruch eines galiläischen Frühlings folgten, etwas irritiert hineingeführt werden, aber sie sind mitgegangen, weil sie spüren durften, dass Gott größer ist als ihr Herz, und dass Er alles weiß (vgl. 1 Joh 3,20), ja unsere Namen eingeschrieben hat in Seine Hand – und wo wären wir besser in all unserer Unsicherheit aufgehoben, liebe Schwestern und Brüder?

Amen.